

Nr. 220. Bromberg, den 25. September 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Alles wartet, daß nun auch Onkel Otto das Wort ergreift, aber der scheint im Augenblick nicht daran zu denken. Ihm schmeckt es vorzüglich, er entwickelt einen prächtigen Appetit und ist ganz stillvergnügt.

Endlich läßt er sich auch herbei zu sprechen.

„Ihr Lieben! Euer Willkommen hat mich tiefgerührt und alles, was mich einst an meine Heimatstadt Pulkenau, die eine so glänzende Entwicklung genommen hat — (Seitenblick auf den Bürgermeister, der rot vor Freude wird) — band, wird wieder lebendig. Ich denke noch an die Zeit, da ich als Junge und junger Mensch über das inzwischen verschwundene holperige Pflaster von Pulkenau schritt. Freundschaftliche Bande knüpfte ich mit verschiedenen Seiten, und heute, da ich als alter Mann zurückkehre, gedenke ich in stiller Wehmut der Vergangenheit."

Alles sitzt gerührt.

„Ein ganzes Menschenalter habe ich drüben geschafft, habe gute und schlechte Tage gesehen und ich habe nun genug von der neuen Welt. Pulkenau hat mich wieder!"

Begeisterte Zustimmung. Tränen flimmern hinter den Wimpern.

Ich kehre zurück zu euch, um meine Tage in Ruhe zu beschließen. Ich kehre zurück, reich . . .!"

Die Verwandtschaft hält den Atem an.

„. . . an Erfahrungen, aber getäuscht durch das Leben . . . arm geworden durch das Unglück. Ich muß euch ein wenig enttäuschen, ihr Lieben. Ich habe drüben mein ganzes stattliches Vermögen, das über 500 000 Dollar betrug, verloren, und bin zu euch gekommen, weil ich wußte, daß ihr mich nicht vergessen habt, arm . . . nur mit einem ganz bescheidenen Notpfennig."

Die Verwandtschaft sitzt wie vom Donner gerührt. Entgeistert sehen sie sich an. Frank ist totenblaß geworden. Frau Antonie ringt nach Luft. Sie sind allesamt keine Meister in der Verstellung.

„Aber ich weiß, daß ich euch drum genau so willkommen bin!" fährt Onkel Otto, der die Wirkung seiner Worte genau beobachtet hat, heiter fort. „Und das ist es, was mich im tiefsten Herzen rührt. Habt Dank, ihr Guten!"

Dann setzt er sich wieder.

Totenstille! Verlegenes Schweigen. Possierlich sind die Gesichter. Sie wollen sich nicht blamieren, aber sie wissen vor Verlegenheit weder aus noch ein.

Franks Hirn arbeitet fieberhaft! Was tun? Er hat schon mit seinem amerikanischen Erbonkel renommiert. Er hat sogar schon mit ihm disponiert.

Auf keinen Fall etwas anmerken lassen!

Er klammert sich an das Wort: Notpfennig! Was ist wohl für einen Mann, der über zwei Millionen Mark besessen hatte, ein Notpfennig! Doch wenigstens der zehnte Teil! Bestimmt!

In den anderen Hirnen sieht es nicht anders aus.

Notpfennig! Das ist bestimmt noch ein stattlicher Betrag! Vielleicht sagt der Onkel auch nur alles, um die Verwandtschaft auf die Probe zu stellen.

Frank hat sich erhoben.

„Lieber Onkel!" ruft er zum Entsetzen seiner Frau im Brustton des Biedermannes aus. „Du hast nicht falsch gedacht! Du bist uns willkommen, wie du bist, du bist unser lieber Onkel Otto, und wenn du nicht einen Pfennig aus dem gelobten Lande mitgebracht hast. Die Bande des Blutes sind stärker als der Wert des Geldes! Sei uns willkommen! Wir freuen uns, daß du unser Gast sein willst."

Onkel Otto horcht auf. Die warmen Worte hat er nicht erwartet. Die tun ihm wohl, und er ist so gerührt, wie auch der Herr Pfarrer, der ein glänzendes Beispiel christlicher Liebe in allem erblickt.

Auch die anderen Verwandten schließen sich den Worten spontan an, und Onkel Otto wird mit Worten der Liebe nur so überschüttet.

„Ist das ein Wunder oder . . .?" überlegt er. Nein, er will nicht nachdenken, er will glauben. Das Wahre drängt immer ans Licht.

Glänzend verläuft der Abend.

*

Onkel Otto ist zeitig zu Bett gegangen, der Bürgermeister und der Pfarrer haben sich auch empfohlen, und die Verwandten sind unter sich.

Frau Antonie, nicht ganz so weitschauend wie ihr Mann, macht Frank heftige Vorwürfe in der Küche.

Lina, die Köchin, hört alles mit an.

„Wie konntest du nur dem Onkel so zusprechen! Was sollen wir mit ihm anfangen, wenn er kein Geld mehr hat? Wir können uns doch aus reiner verwandtschaftlicher Liebe keine Rute aufbinden. Was denkst du denn, was er uns kosten wird! Oder hast du es so dicke?"

„Hast du nicht gehört, Toni? Er hat noch einen Notpfennig! Was er, der 2 Millionen, mehr noch, besessen hat, Notpfennig nennt, das kann ein stattlicher Betrag sein!"

„Kann, kann!" höhnt die Frau. „Weißt du es? Weißt du es? Ich habe keine Lust, einen Hungerleider zu ernähren!"

„Wer sagt dir denn das? Verlasse dich drauf . . . er hat noch genug Geld! Und dann . . . du mußt doch berücksichtigen, er hat uns damals doch eigentlich zu der Existenz verholfen. Hat uns 8000 Dollar in der Inflation zur Verfügung gestellt!"

„Ach was, die hat er geschenkt! Die zählen heute nicht mehr!"

Frank ist über ihre Gefühlsroheit etwas verstimmt.

„Das zählt schon noch was, Antonie! Wenn es bekannt würde, daß wir Onkel Otto, der uns half, von uns stoßen, die ganze Stadt würde mit Fingern auf uns weisen!"

„Er hat doch dieselbe Summe auch dem Theodor und auch dem Nolte zur Verfügung gestellt. Die sind ihm dann auch verpflichtet!"

„Sind sie, natürlich sind sie das! Jedenfalls . . . der Onkel bleibt bei uns! Das bestimme ich!"

So heftig sprach er, daß Frau Antonie wußte, jetzt war ein Widerspruch gefährlich. Und sie fügte sich.

Frank ging wieder nach oben und fand die Verwandtschaft in interessantester Unterhaltung.

Es ging um den „Notpfennig".

Theodor Käsebier vertrat den Standpunkt, daß der Notpfennig immer noch ein tüchtiger Batzen Geld sein werde. Und alle stimmten ihm zu.

Also trank man auf den Notpfennig noch eine und noch eine Flasche.

*

Dixi war früh aufgestanden und sah naserümpfend auf das Getriebe auf dem Marktplatz.

Sie haßte mit einemmale das lustige, lebhafte Treiben, das ihr sonst so viel Freude gemacht hatte, haßte es, weil es ihr zu vulgär vorkam und Pulkenau an diesem Tage einer Durchschnittskleinstadt und nicht einem vornehmen Bad ähnelte.

Sie beschloß, einen Spaziergang nach dem „Park" — nur größenwahnsinnige Pulkenauer konnten dieses Fleckchen Park nennen — und dem „See", der, wie schon gesagt, mehr einer Pfütze als einem Teiche ähnelte, zu unternehmen.

Bei der Gelegenheit kam sie an den Marktständen vorbei. Am Stand der Gärtnersfrau Schimmelroß, wo allerlei leckeres Gemüse verkauft wurde, stand Rudi Lenz mit einem großenMarktkorb und kaufte ein.

Dixi wurde über und über rot vor Ärger.

Mußte sie gerade ihm in den Weg laufen!

Und er . . . schändlich für einen Mann . . . er entblödete sich nicht, mit einem Marktkorb hier einzukaufen. Das mochte doch die alte Henne, die Köchin des „Ochsen", tun. War freilich alt und schwach das Weibel, aber schließlich konnte sie sich die Ware bringen lassen.

Plebejerhaft!

Und dem Mann hatte sie einst ihre Freundschaft geschenkt, der bildete sich ein, daß er sie einmal als Frau . . .! Um Gottes willen! Ihr Mann, das mußte etwas anderes sein! Was, das wußte sie eigentlich selber noch nicht, aber sie mußte zu ihm aufschauen können wie zu einem Gott, ein sieghafter, natürlich bildschöner Mensch mußte es sein, reich, in glänzender Stellung. Was nicht alles.

Rudi wendet den Kopf und sieht Dixi. Ein lustiges Spottlächeln ist auf seinem hübschen Gesicht.

„Morjen, Fräulein Dixi!" grüßt er munter.

„Guten Morgen!" entgegnet Dixi kühl und geht vorüber.

„Nanu!" sagt die Mutter Schimmelroß verwundert und schüttelt den Kopf. „Wat'n det! Die Dixi . . . mit einem Male so stolz?"

„Jawohl, Mutter Schimmelroß! Die ist stolz geworden in Berlin, in der Pension! Na meinetwegen kann sie selig werden!"

„Un' ick hawe jedacht, det Sie und die Dixi mal een Paar werden?"

„Um Gottes willen, Mutterchen! Meine Frau, das muß eine lustige Frau sein, nicht so eine hochnäsige Dame, die sich wunder was einbildet! Kommt gar nicht in Frage!"

„Jottenee, alles aus?"

„Alles aus! Jetzt, wo sie noch den reichen Erbonkel aus Amerika im Hause haben, da steigt's ihr gleich ganz und gar in den Kopf. Die tut es unter einem Millionär nicht mehr! Ab dafür! Ein Mann muß ein Mann sein!"

„Det hat mein Seliger ooch immer jesagt, und denn hat er mir vaprüjelt!"

„So ist es ja nicht von mir gemeint, Mutterchen!"

„Det weeß ick doch, Herr Lenz! Det weeß ick doch, Rudi! Ick sage, wer Sie mal kriegt, der macht sein Glück, jawoll!"

„Na, na!"

„Jawoll, det is meine tiefheiligste Überzeujung! Wissen Sie, Rudi, ick möchte mir bei Sie mal een Kuppelpelz vadienen! Ick habe 'ne Braut für Ihnen!"

„Was Sie nicht sagen, Mutterchen!" lacht Rudi. „Sie machen mich neugierig!"

„Jawoll, eene Braut! Momang . . . na, was soll's denn Jutes sind, Frau Hickel?"

Frau Hickel wählt einen Blumenkohl aus und geht weiter.

„Also eene Braut aus unserm Dorfe! Der Jroßbauer, der Hilse, der hat den Jasthof und hat een Jut, det 200 Morjen groß ist. Prima Rübenboden, jawoll! Und die Tochter, die Kläre, die hat een Ooge uff Sie jeworfen!"

„Was Sie nicht sagen! Besten Dank für die Warnung!"

„Warnung? Aber woso denn? Zujreifen, zujreifen! Det Mädel ist mindestens 300 Mille schwer."

„Und genau so verknuckert und schmutzig geizig wie der alte Hilse!"

„Aba wat denn, wat denn! Sie sind doch een Mann mit Marks in die Knochen. Sie werden ihr doch ziehen!"

„Nee, nee, Mutterchen . . . die Rasse läßt sich nicht ziehen. Da ist nichts zu machen! Und 'ne Frau, die muß man so richtig gern haben, wenn man sie nimmt. Also mit dem Kuppelpelz ist's nichts!"

„Aber 300 000 Mark . . . det ist doch schönes Geld!"

„Ja, ja . . . aber ohne die Kläre!"

„Det Mädel is janz verrückt uff Sie!"

„Um Gottes willen, da will ich mich in acht nehmen! Also was bin ich schuldig, Mutter Schimmelroß?"

„Drei Mark sechsundneunzig Pfennige!"

Rudi zahlt und wendet sich zum Gehen. Mutter Schimmelroß ruft ihm nach:

„Es muß ja nicht die Kläre sein!"

„Muß nicht! Sehr richtig! Also ich bleibe weiterer Offerten gewärtig!"

Lachend entfernt sich Rudi. Wohlgefällig folgen dem hübschen Burschen so manche töchterliche und mütterliche Blicke.

*

Dixi kommt gerade daheim an, als der Onkel unten beim Frühstück sitzt. Sie mag den alten Herrn mit dem lustigen Gesicht gut leiden und begrüßt ihn sehr herzlich.

Sie setzt sich zu ihm und leistet ihm Gesellschaft. Sie ist im Grunde genommen eine ehrliche, aufrichtige Natur, augenblicklich nur mit törichten Illusionen geplagt. Sie weiß auch, wie ihre Eltern dem Onkel verpflichtet sind, und es ist ihr eine Selbstverständlichkeit, daß Onkel Otto hier Gast ist, selbst wenn er ohne Vermögen ist.

„Hoffentlich gefällt dir's wieder in deiner Heimatstadt, Onkel!"

„Ich denk's doch, Nichtchen! Eigentlich bin ich ja der Großonkel und du meine Großnichte."

„Sage nur ruhig Nichte, lieber Onkel. So sehr viel Unterschied ist ja nicht zwischen Vater und dir!"

„Zehn Jahre wohl, Dixi. Vater ist 55 und ich 65. Du mußt wissen, deines Vaters Bruder war 15 Jahre älter als ich. Ich war der Jüngste der Familie."

„Und du bist über den großen Teich gegangen?"

„Ja!" lachte Onkel. „Der große Teich ist größer als der Pulkenauer See."

Dixi nickt ihm munter zu. „Unser See! Ach . . . diese Pfütze. Mir kommt's vor, als wenn er kleiner geworden wäre."

„Wie soll das möglich sein?"

„Ach, Onkel, ein boshafter Pulkenauer hat einmal gesagt: der See schäme sich, wenn ihn alljährlich so viele enttäuschte Augen der Kurgäste ansehen und kröche in sich zusammen."

Onkel lacht lustig. „Wer war denn der boshafte Pulkenauer?"

„Rudi Lenz, der Sohn deines Schwagers!"

„Ach was! Peter Lenz . . . mein Schwager . . . an den habe ich noch gar nicht gedacht. Warum war der gestern nicht mit da?"

„Weil . . . weil . . . weißt du, Onkel . . . es ist kein Verkehren mit den Lenz'."

„So!"

„Vater ist mit ihm zerfallen und die anderen auch. Ja, der Peter Lenz, der will nicht einsehen, daß aus unserer Stadt ein Kurort werden soll, von dem die Welt spricht."

„Hm . . . das will er nicht einsehen? Warum?"

„Ach, er sagt: ich will meine Ruhe haben. Pulkenau war immer eine freundliche Landstadt und soll's bleiben. Es gäbe tausendmal schönere Orte, die zum Bad geeignet wären, man soll aus einem Kätzchen keinen Löwen machen!"

Onkel Otto blickt nachdenklich vor sich hin.

„So, das sagt er?"

„Ja, und er handelt auch darnach. Vor seinem Haus ist doch ein großer Nußbaum, der sollte weg, weil er den ganzen Markt einengt, man hat ihm zugeredet, daß er seinen „Blauen Ochsen" — schon der Name —umbaut, damit er in das neue Stadtbild paßt."

„Und er tut's nicht?"

Onkel Otto kommt in die Küche und findet Lina, das alte Mädchen, allein vor.

Große Freude und Bewegung malt sich auf seinen Zügen.

„Lina . . . Lina Schulze . . . sehe ich recht? Hier im „Grünen Kranze"?"

Lina lacht munter, trocknet sich die Hände ab und reicht ihm die Hand.

„Jawoll, die Lina Schulze, Herr Otto . . . mit der Sie früher mal getanzt haben. Denken Sie man noch dran?"

„Freilich, freilich, das habe ich noch nicht vergessen!"

Wie zwei gute Freunde sehen sie sich an.

„Nehmen Sie man nur Platz, Herr Otto! Das ist man so schön, daß Sie sich meiner noch erinnern, Sie oller Afrikaner!"

„Amerikaner, Lina! Und jetzt wieder Pulkenauer!"

„Wird Sie's denn hier gefallen in unserm Nest?"

„In dem großen Badeort!"

„Au weh! Hat sich was mit Badeort! Das erlebe ich nie! Jedes Jahr wird durch die Reklame der Stadt eine Menge Menschen hergelockt, die bilden sich ein, daß hier so ein kleines Wiesbaden ist. Wer hier einmal war, der kommt nicht wieder! Nee, nee, von wegen großer Badeort! Nischt zu machen!"

Onkel Otto setzt sich, fährt aber gleich wieder hoch.

Lina lacht und sagt munter: „Lassen Sie man schön den Nudelteig in Ruhe, Herr Otto. Hier is'n sauberer Stuhl. Nun erzähl'n Sie mir mal 'n bißchen von drüben! Keine Frau nich gefunden?"

„Nein, keine passende! Sie wissen, meine Halsweite . . .!"

Lina lacht schallend auf. „Immer noch der alte Spaßvogel!"

„Immer noch, Gott sei Dank! Wäre denn dieses ganze jammervolle Leben auszuhalten ohne Humor?"

„Da geb' ich Ihnen recht, Herr Otto!"

„Sagen Sie mal, Lina . . . mein Schwager drüben . . . da ist keine rechte Harmonie?"

Lina nickt nachdenklich. „Bei Ihrem Schwager . . . der nur mit seinem Sohne zusammenlebt . . . da ist alles in Butter, aber mit den anderen ist er auseinander."

„Und wer ist schuld?"

„Peter Lenz nicht, ganz im Vertrauen. Das ist ein lieber alter Herr, und er hat einen netten, hübschen Jungen, nach dem die Mädels ihre Köpfe verdrehen. Er macht bloß den ganzen Badschwindel nicht mit. Tut er nicht! Und . . . im Vertrauen . . . das gefällt mir!"

„Ich werde ihn morgen einmal besuchen!" sagt Otto nachdenklich. „Wie geht es ihm denn finanziell?"

„Das weiß man nicht! Stadtgeschäfte macht er nicht mehr, denn alles steht gegen ihn. Er hat den schönsten Saal, aber er steht das ganze Jahr unbenutzt. Alle Vereine meiden ihn. Man vergißt es ihm nicht, daß er den ganzen Budenzauber nicht mitmacht. Aber die Bauern der ganzen Umgebung, die unterstützen ihn. Für die gibt's nur ein Lokal: den „Blauen Ochsen", und, so nehm' ich an, er hat sein Auskommen."

„Das freut mich zu hören, Lina! Ich werd' jedenfalls auch drüben verkehren. Ist doch der Mann meiner verstorbenen Schwester."

(Fortsetzung folgt.)

Stoffel, der Großknecht.

Skizze von F. Schrönghamer-Heimdal.

Auf dem Hurnaushof haben die Hurnausischen Geld in Strümpfen und Strohsäcken gehäuft wie die Hamster. In den alten Truhen lagen noch Goldschätze aus der schönen Friedenszeit, ungerechnet die braunen Tausender und die Papiermilliarden aus der Inflationszeit, die ganze Waschkörbe füllten. Ihnen gesellten sich in der Folge die neuen Rentenmarkscheine, schön in Bündel gefaltet, und die ansehnlichen Silberlinge der Reichsbank, die in ihrem Glanze immer wieder das Ergötzen der Hurnausischen waren.

Dazu haben die Hurnausischen einen Grundsatz, den sie ihrem einzigen Kinde, der Loni, immer wieder einschärften: „Dirndl, halt das Geld und die Sach' beisammen, wenn wir einmal nicht mehr sind! Und trau, schau, wem! Die Hochzeiter werden dir einmal alle Türen einrennen, aber merk dir's, ein jeder hat's auf dein Geld abgesehen. Schau auf dich und laß dich nit einfangen von so einem Laffen, der dir ein schönes Gefriß hinmacht!"

Und so kam halt die Zeit, da Loni in die Lage versetzt ward, den oft gehörten elterlichen Grundsatz in die Tat umzusetzen. Die Hurnausischen hatten nämlich das Zeitliche gesegnet und der Loni als Alleinerbin den Hof und das viele Geld hinterlassen. Loni stand schon in reiferen Jahren, in denen man mit Dummheiten nicht so eilfertig ist. Sie hatte bald Gelegenheit, den vererbten Grundsatz gehörig zu handhaben. Denn schon beim Leichenbegängnis und hernach beim Trauertrunk im Wirtshaus wurden ihr allerlei unverblümte Andeutungen gemacht, daß der Hurnaushof einen Herrn brauche. Wie aber die Trauerzeit um war, wußte sich die gute Loni der zahlreichen Freier, die es selbstredend alle nur auf ihr Geld und Gut abgesehen hatten, kaum mehr zu erwehren.

So war sie trotz des schönen Grundsatzes in einer bedauernswerten Lage. Sie würde ja gern heiraten, aber nicht den Nächstbesten, sondern den Würdigsten, der ihr ein Herz voll Liebe entgegenbrachte, dem sie die Hauptsache, Geld und Gut aber Nebensache war. Wie aber den herausbringen? —

In einer guten Stunde kommt ihr ein rettender Einfall, wie denn Frauenherzen in solcher Lage immer besonders erfindungsreich sind. Sie läßt durch Botenweiber wie auch durch ihren Großknecht, den Stoffel, die betrübliche Nachricht verbreiten, ihre Eltern hätten ihr nur einen kümmerlichen Pflichtteil vermacht, den Hof aber, das Geld und die viele Sach' zu frommen, wohltätigen Zwecken gestiftet . . .

Die Botenweiber tragen diese traurige Nachricht in alle Winde; Stoffel, der Großknecht, entledigt sich seines Auftrags in allen Bauernstuben, in allen Wirtshäusern und vergißt dabei nicht hämische Bemerkungen über die alten Hurnausischen zu machen, die in ihrem Neid der einzigen Tochter nicht einmal einen Hochzeiter gönnten. Denn welcher Bauernkerl führt eine überständige Schachtel, die nichts mitbringt, als Herrin auf seinen Hof?

Die Wirkung dieser Botschaften ist verblüffend.

Keiner der vielen Freiwerber läßt sich mehr blicken. Auf dem Kirchenweg weichen sie ihr aus wie einer Hexe. So weiß sie denn mit aller Untrüglichkeit, wie wahr der schöne Grundsatz ihrer verewigten Eltern ist und daß kein Würdiger im Lande wohnt, der ein Herz voll Liebe für sie hat.

„Armes Hascherl", tröstet sie Stoffel, der Großknecht, in ihrer Traurigkeit einmal, „jetzt siehst es, was die Bauernhammel wert sind. Zuerst haben sie Tür und Tor eingerannt wegen dem Hof und dem vielen Sach' — und jetzt, weil sie wissen, daß du so gut wie nichts hast, jetzt verkriechen sie sich wie die Grillen bei einem Gewitter. Aber einen, Loni, gibt's doch noch, der's ehrlich mit dir meint. Der hat bisher brav sein Maul halten müssen, weil er bloß ein Knecht ist. Jetzt aber darf er reden. Wie wär's denn, Loni, wenn wir zwei uns zusammentäten? Was Geld anbelangt, hab ich auch soviel im Strumpf wie du. Da sind wir gleich und quitt. Und was das andere ist, die Lieb', die hab ich schon alleweil im Herzen für dich, Loni, nur für dich. Mein Lebtag hab ich noch an keine andere gedacht, darfst mir's ehrlich glauben. Aber wenn man halt bloß ein Knecht ist und das Maul halten muß in solchen Sachen . . ."

Weiter kommt der gute Stoffel nicht. Denn die Loni hängt ihm schon am Halse und busselt ihn her wie nicht gescheit, ihn, den Einzigen, Würdigen, dem sie die Hauptsache, Geld und Gut Nebensache ist.

Einige Wochen später feiern die Loni Hurnaus und der Stoffel, der Großknecht, eine zwar stille, aber umso freudigere Hochzeit. Wie sie dann abends auf den Hof zurückkommen, vertraut die glückliche Loni dem nicht minder glücklichen Stoffel ein allerliebstes Geheimnis an: „Jetzt, lieber, liebster Stoffel, darf ich es dir ja sagen, nachdem sich deine Liebe zu mir so großartig bewährt hat. Sieh, du hast mich nicht um Geld und Gut gefragt, hast mich einfach genommen, wie ich bin, um meiner selbst willen, aus purer Herzensliebe. So wisse denn: Das mit dem schriftlichen Testament ist gar nicht wahr. Das habe ich nur ausstreuen lassen, um den Würdigsten zu erproben. In Wirklichkeit gehört mir der ganze Hof, die ganze Sach' und

das viele Geld in Strümpfen, Strohsäcken und auch in den alten Truhen, alles, alles gehört mir und dir, lieber, liebster Stoffel. Das schriftliche Testament war nur eine schlaue Erfindung von mir . . ."

„Das hab ich schon lang gewußt, liebe, liebste Loni", erwidert der glückliche Stoffel mit aller Seelenruhe und Gelassenheit.

„Wieso konntest du das wissen, lieber, liebster Stoffel?"

„Na ja — wo soll denn ein schriftliches Testament herkommen? Der alte Hurnaus selig hat ja gar nit schreiben können."

Womit zur Genüge bewiesen sein dürfte, daß Stoffel nicht nur ein guter und getreuer, sondern auch ein sehr kluger und sachverständiger Knecht war, der jetzt als Herr des Hurnaushofes solch lobenswerte Eigenschaften erst recht mit Erfolg betätigen wird.



Wo man sich nicht küßt.

Können wir uns überhaupt vorstellen, daß es auch Menschen gibt, die nicht wissen, was ein Kuß ist? Und doch gibt es Völker, die ihn nicht kennen und die, wenn sie unseren Kuß sehen würden, darin etwas höchst Unpassendes erblicken müßten. Sie haben Grußformen, die wir wieder kaum verstehen können. Ein paar Beispiele dieser Art führt eine englische Zeitschrift an. Die Eingeborenen von Schittagong begrüßen sich, indem sie Mund und Nase an die Wange des andern legen, wie um lange und kräftig daran zu riechen. Wollte jemand zu ihnen sagen: „Küsse mich", so wäre ihnen das unverständlich, man müßte es für sie in „Rieche mich" übersetzen. Ein mongolischer Vater küßt auch nicht seine Kinder, sondern riecht ihr Haar. Wenn ein Südsee-Insulaner einen anderen besonders ehren will, gießt er ein Gefäß mit Wasser über seinen Kopf. Gerade im Gegensatz zu uns setzt der Chinese, wenn er höflich sein will, den Hut auf den Kopf, und wer in Japan auf diese Sitte hält, zieht sich zur Begrüßung seine Schuhe aus. Will man in Persien jemand seine besondere Hochachtung ausdrücken, darf man sich ihm nur mit nackten Füßen nahen. Die Araber küssen sich gegenseitig die Füße oder Knie, und bei einer hochgestellten Persönlichkeit küßt man den Saum ihres Kleides. Die Bewohner der Goldküste verbeugen sich zum Gruß tief, nehmen ihr Obergewand von der Schulter und falten es unter den Arm. Bei einem Besuch unter den Eingeborenen von Brasilien bietet der Wirt dem Gast einen Sitz an, und dann verharren sie beide etwa eine Minute in vollkommenem Stillschweigen. Erst dann blickt der Wirt erstaunt um sich und fragt mit lauter Stimme: „Bist du da?" Will ein Basuto seinen Häuptling anreden, so begrüßt er ihn mit dem Titel „wildes Tier", was uns wenig schmeichelhaft erscheinen dürfte, den Ohren des Häuptlings aber wie Musik klingt, denn es ist eine Ehre, die seinem Mut und seiner Kraft dargebracht wird.



Seine Ansicht.



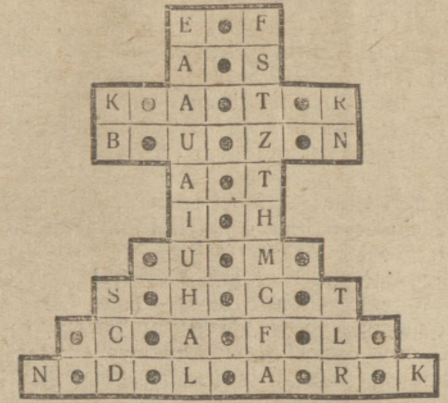
„Was die Leute nur daran finden! Berge und See weggedacht, und es ist genau so wie anderswo auch."



Rätsel-Ecke



Kreuz-Rätsel.



Die Punkte obiger Abbildung sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß waagerecht zu lesende Wörter entstehen. Sind die Wörter richtig, so nennt die mittelste senkrechte Reihe eine Errungenschaft der modernen Technik.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Ed. S. Reifeisen

„Da hat mir ein Mann seine Besuchskarte abgegeben und mir auf die Frage, was er von Beruf sei, geantwortet, das ergebe sich schon aus seinem Namen, ich möchte nur die Buchstaben richtig durcheinandermischen und ein einziges neues Wort daraus bilden! Mein lieber Mann, ist das nicht seltsam?"

„Allerdings", meinte der Gemahl. „Aber gib doch einmal die Karte her; ich will versuchen, was sich daraus machen läßt."

Es dauerte ziemlich lange, bis der Wißbegierige das Rätsel gelöst hatte; umso größer aber war dann seine Freude.

*

Silben-Rätsel.

a — bad — bad — chem — co — de — del — dom — e — hal — hand — i — ir — karls — ma — ma — ne — re — re — se — sind — so — stein — tuch — ue.

Aus den 25 Silben sind 11 Wörter zu bilden, um (die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben fortsetzend von unten nach oben gelesen) einen bekannten Tanzschlager zu nennen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 214.

Ergänzungs-Aufgabe:

Chlor, Hanau, Adele, Melac, Isaak, Saale, Speer, Ornat.
= Chamisso — Rueckert.

*

Besuchskarten-Rätsel: Bibliothekar.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.